

Vortrag von Manfred Wild

auf dem Festkommers zum 140. Stiftungsfest der Turnerschaft Alt-Württemberg im CC
am 14. November 2009 im kleinen Kursaal Stuttgart-Bad Cannstatt

Liebe Bundesbrüder, meine Herren,

ich möchte Ihnen heute von Afrika berichten. Für dieses Thema habe ich mich aus zweierlei Gründen entschieden. Zum einen, weil ich denke, dazu etwas sagen zu können, schließlich habe ich ein Dutzend Jahre beruflich auf dem schwarzen Kontinent zugebracht. Andererseits gibt es zum Gesprächsthema mancherlei, was der Richtigstellung bedarf.

Meine Ausführungen sollen dazu beitragen, der allgemein gültigen Meinung entgegenzutreten, Europa – oder beschränken wir uns auf Deutschland (weil diese Denkart bei uns besonders ausgeprägt ist) - sei für die Rückständigkeit Afrikas verantwortlich. Ich möchte die allgemein verbreitete Ansicht, wir hätten uns diesbezüglich Asche aufs Haupt zu streuen, korrigieren und werde dies mit einigen Fakten belegen.

Dabei begeben mich auf ein weites Feld, und ich muss mich notwendigerweise auf wenige Themen zu beschränken. Ich werde etwas über Kolonialismus sagen und einige Klischees beseitigen, weiterhin werde ich zur Sklaverei Stellung nehmen, ihre Scheußlichkeit nicht bestreiten, sie aber dennoch in wesentlichen Punkten relativieren. Einen breiten Platz wird die Entwicklungshilfe einnehmen und warum ich sie für fragwürdig, ja für kontraproduktiv halte. Und schließlich will ich etwas über die schwarzen Eliten berichten.

Ich hole mir wohl einen ersten Applaus, indem ich Ihnen mitteile, dass ich extra von Benghazi, wo ich derzeit Dienst tue, hierher geflogen bin, um den heutigen Abend festlich mit Ihnen zu begehen und mich meiner kleinen Ansprache zu entledigen.

A

Beginnen wir mit einigen Betrachtungen über den europäischen Kolonialismus in Afrika. Er stellt keine Sondererscheinung in der Weltgeschichte dar. Ohne koloniale Expansion gäbe es keine USA und kein asiatisches Russland. Ohne die Araber stünde keine Alhambra in Granada, und ohne die Römer und ihrem Kolonialismus gäbe es keine spanische oder französische Sprache und Kultur. Dass in ein Vakuum Kräfte einströmen, dass sich Kulturen und politische Großorganisationen ausdehnen und wieder schrumpfen, ist der übliche Ablauf der Geschichte.

Realisten wundern sich über so etwas nicht, sie fragen lieber: was wäre geschehen, wenn die Europäer Schwarzafrika nicht in Besitz genommen hätten? Antwort: dann gäbe es dort keine Krankenhäuser und Kirchen, keine Antibiotika und Schulbücher, keine Straßen, Flugplätze, Eisenbahnen. Und in Afrika lebten nicht über 900 Millionen Menschen, sondern ein Bruchteil davon, denn die Kolonialherrschaft bewirkte eine rapide Bevölkerungsvermehrung.

Es stimmt aber auch, dass mit Zivilisierung, Christianisierung und dem Import westlicher Denk- und Verhaltensweisen kulturelle Identität zerstört wurde. Darunter leidet Afrika, besonders seine Eliten. Sie sind moralische und intellektuelle Wanderer zwischen zwei Welten, der afrikanischen und der europäischen.

Eine moralische Bilanz des Kolonialismus ist nicht gerade leicht zu ziehen. Er hat Leid über den Kontinent gebracht, ihn aber auch humaner gemacht. Erinnern wir uns an die Hekatombe von 7000 Gefangenen, die der Zulukönig Tschaka mit Knüppeln zu Ehren seiner toten Mutter erschlagen ließ und als Grabbeigabe verwendete. Es sind noch keine 140 Jahre her, dass die ersten englischen Gouverneure bei ihrer Ankunft in Lagos durch ein Galerie Gepfählter schreiten mussten, und der

König Mutesa von Buganda benutzte, ohne zu zögern, einen Diener als Zielscheibe, als ihm der Forscher Speke ein Gewehr als Geschenk überreicht hatte. Die Kolonialherren setzten, unterstützt von Missionaren, diesen Gräueln ein Ende.

Die wirtschaftliche Bilanz des Kolonialismus fällt allerdings, anders als die moralische, fast nur positiv aus. In der wirtschaftlichen Aufbauleistung, in Verwaltung und Verkehrswesen, liegt das eigentliche und vielleicht einzige Verdienst des Kolonialismus. In Ghana, noch heute größter Kakaoerzeuger der Welt, gab die britische Verwaltung allein von 1904 bis 1906 eine Million Setzlinge an die Eingeborenen aus. Der Übergang von Subsistenz- zur Geldwirtschaft ist allein ihr zu verdanken. 1936 wurde die Zahl der afrikanischen Plantagen auf 300.000 geschätzt. Bevor die Engländer kamen, gab es keine einzige. In Nordnigeria nahm, nach Fertigstellung der Eisenbahn bis Kano, der Erdnussanbau rasch zu. Der Export der Nüsse stieg von 175 Tonnen in den Jahren 1900-1904 auf 249.000 Tonnen im Zeitraum von 1935 bis 1939 und mit ihm das Einkommen der Bauern. Die deutsche Kolonialregierung schaffte, in 5.000 Holzkisten verpackt, ein Schiff an den Tanganjika See, die Graf Goetzen. Heute, 100 Jahre später, fährt die Graf Götzen jetzt unter dem Namen Liemba regelmäßig die Route von Kigoma nach Mpulungu.

Der alte Namen von Kigoma ist übrigens Ujiji. Dort traf am 28. Oktober 1871 Henry Morton Stanley auf den verschollen geglaubten David Livingstone. Er war der letzte Weiße, der ihn lebend zu Gesicht bekam. Livingstone starb mehr als 1½ Jahre später, am 1. Mai 1873, am Bangweolo-See im heutigen Sambia im Dorf des Häuptlings Chitambo.

In Mpulungu, der anderen Hafenstadt am Südeinde des Tanganjika-Sees, den die Liemba anläuft, liegt die Ortschaft Abercorn, die heute Mbala heißt. Hier ergab sich um den 25. November 1918, also zwei Wochen nach dem Waffenstillstand in Europa, Oberst von Lettow-Vorbeck mit dem Rest seiner Schutztruppe dem südafrikanischen General Deventer, nachdem er vorher vier Jahre lang die Kolonie Deutsch-Ost-Afrika gegen vielfache Übermacht erfolgreich verteidigt hatte. Das ist ein kleiner Ausflug in die Geschichte.

Es muss hier und heute energisch dem Vorurteil widersprochen werden, dass der Reichtum Europas auf der Ausbeutung der Kolonien beruht. Solcher Unfug lässt sich leicht entkräften mit einem Vergleich zwischen der Schweiz, die nie Kolonien besaß und dennoch als reich zu betrachten ist und Portugal, das riesigen Kolonialbesitz hatte und lange Zeit als das Armenhaus Europas galt.

Einzelne Farmer sind durch die Kolonien reich geworden. Für die Länder, die Kolonien besaßen, war es dagegen ein Zuschussgeschäft. Natürlich entwickelten die Stammländer ihre überseeischen Besitzungen nicht aus Menschenfreundlichkeit, um die Eingeborenen zu fördern. Sie dachten gar nicht daran. Das eingesetzte Kapital was als Investition in die Zukunft gedacht, Absatzmärkte für den Export sollten entstehen, die Lieferungen von Rohstoffen gesichert werden. Dass die Rechnung nicht aufging, wird jedem klar, der die Wirtschaftszahlen liest: Die Kolonialakten weisen eindeutig aus, dass die Bilanzen aller deutschen Kolonien defizitär waren mit Ausnahme von Togo, wo in ein paar wenigen Jahren ein kleines Plus erzielt wurde. Dennoch hält sich hartnäckig die Ansicht, die Kolonialmächte hätten in ihren Kolonien märchenhafte Gewinne erzielt. Einer plappert es dem anderen nach, keiner prüft den Wahrheitsgehalt.

Wenn wir das Zeitalter des Kolonialismus betrachten, dann sollten wir das Wirken vieler Weißer nicht vergessen, die Leib und Leben im Dienste Afrikas einsetzten. Ich rede hier von Forschern und Wissenschaftlern, von Missionaren und Ärzten. Sie handelten aus rein idealistischen Gründen, um die Sache der Zivilisation in Afrika voran zu bringen und viele kamen dabei ums Leben. Zum Beispiel verlor die englische Gesellschaft zur Förderung der Entdeckung des Inneren von Afrika bis Mitte des 19. Jahrhunderts mehr als 60 Entdeckungsreisende. Ohne die Tätigkeit dieser Männer wäre die Entwicklung Afrikas anders und zwar langsamer verlaufen. Weiße haben ihr Wissen und

Können sowie ihre Gesundheit zum Wohle schwarzer Menschen eingesetzt. Leider lässt sich diese Feststellung nicht umkehren: es gibt keinen schwarzen Albert Schweizer, meine Herren. Noch einmal zur Verdeutlichung: die Europäer haben den Afrikanern nichts weggenommen was jetzt noch da wäre, wenn sie auf die Kolonialisierung verzichtet hätten. Selbst die teuerste Hinterlassenschaft des portugiesischen Kolonialismus, der Cabora Bassa Staudamm, wurde nicht aus dem Land finanziert, sondern mit europäischem Kapital. Die Frelimo übernahm den Damm und das Kraftwerk am Tag der Unabhängigkeit mit dem größten Vergnügen, obwohl sie und die europäische Linke jahrelang gegen seine Entwicklung agitiert hatten.

Nun wird es trotz dieser Erläuterungen immer noch Ungläubige geben, die hartnäckig an ihrer Überzeugung festhalten, dass der Kolonialismus der Grund für die Rückständigkeit Afrikas ist. Wenn es denn wirklich so wäre, wie diese Unbelehrbaren behaupten, dann könnte man doch annehmen, dass das halbe Jahrhundert, das vergangen ist seit die ehemaligen Kolonien ihre Unabhängigkeit erhielten, fürwahr gereicht hätten, um das Blatt zum Besseren zu wenden. Was ist aber seit den Tagen der Unabhängigkeitserklärung geschehen? Die meisten Länder südlich der Sahara stehen heute schlechter da als zuvor. Die Bruttosozialprodukte fast aller Länder Schwarzafrikas sind rückläufig.

Es ist unter diesen Umständen kaum erstaunlich, dass die Lagos Time vor einer Reihe von Jahren in einem Leitartikel schrieb: "kolonisiert uns wieder!"

B

Wenden wir uns einem Thema zu, das eng mit dem afrikanischen Kontinent verbunden ist: der Sklaverei.

Um keine Zweifel aufkommen zu lassen: Europäer und Amerikaner haben mit dem Verschleppen schwarzer Menschen schwere Schuld auf sich geladen. Zum vollständigen historischen Bild gehört es freilich, dass die Europäer als Letzte den Sklavenhandel einführten und als Erste beendeten. Es ist weitgehend unbekannt, dass die Araber mit dem Sklavenhandel schon vor Christi Geburt begonnen hatten und zwar vorwiegend in Ostafrika. Mit Hilfe von Stammeshäuptlingen fingen sie ihre schwarzen Opfer im Landesinneren, um sie dann in wochenlangen Trecks zur Küste zu treiben – zu den Sklavenmärkten in Sansibar und Bagamoyo.

Wenn man Berichte der Forscher Vogel, Caillé, Laing, Barth oder Rohlfs liest (um nur einige wenige zu nennen), die sich alle mit Reisen durch die Sahara befassen, so fällt auf, was sie von den Karawanen berichten, die aus dem Inneren Afrikas kamen. In stetigen Wiederholungen erwähnen sie, was diese Karawanen mit sich führten: vor allem Elfenbein und Sklaven. Schwarze, die von Arabern durch das große Sandmeer an die Küsten von Nordafrika verschleppt wurden, zu den Sklavenmärkten von Tripolis und Tunis.

Ein ganz anderes Bild zeigt sich an den Küsten von Westafrika. Dort wurden die Sklaven ausschließlich von Eingeborenen eingefangen. Kein einziger Weißer beteiligte sich an den dortigen Sklavenjagden. Sie hatten eine panische Angst vor Krankheiten, die sie sich an der Küste oder im Landesinneren zuziehen konnten und die meist tödlich verliefen. Ein bekannter Spruch aus der damaligen Zeit lautete: „Beware and take heed of the Bight of Benin, there is few coming out, though many go in.“

So warteten denn die weißen Sklavenhändler auf Reede in ihren Schiffen vor der Küste, bis die schwarzen Sklavenhändler ein genügend großes Kontingent an schwarzer menschlicher Ware angesammelt hatten, die sie dann für Waffen und Gebrauchsgütern (darunter viel Alkohol) den Händlern auf den Schiffen verkauften. Das Bild änderte sich drastisch, als England mit dem „Anti Slavery Act“ im Jahre 1806 den Sklavenhandel verbot. Von nun an war der Handel mit menschlicher Ware nicht mehr so einfach. Schiffe, die Sklaven mit sich führten, wurden aufgebracht und die Besatzungen an irgendeinem gottverlassenen Küstenstrich an Land gesetzt. Die befreiten

Sklaven wurden fast alle an zwei Brennpunkte verbracht: Nach Libreville im heutigen Gabun und nach Freetown in Sierra Leone.

Die Stammeshäuptlinge an der westafrikanischen Küste haben sich jahrelang gegen das Verbot des Sklavenhandels gewehrt. Als Beispiel für eine Person, die nicht von dieser üblen Praxis lassen wollte, möchte ich Madame Tinubu nennen, die ihr Unwesen vor etwa 160 Jahren im heutigen Nigeria trieb. Sie wurde mehrfach von englischen Gouverneuren mit Gefängnis bestraft, weil sie ihre Landsleute ins Ausland verschacherte. Sie wird heute als Widerstandskämpferin geehrt, weil sie sich angeblich gegen die englische Vorherrschaft auflehnte. Und so heißt heute der größte Platz im nigerianischen Lagos, dort, wo die Zentralbank liegt mit einem scheußlichem Brunnen, aus dem niemals Wasser fließt, Tinubu Square. Man muss sich das noch einmal verdeutlichen: eine schwarze Sklavenhändlerin wird geehrt, indem ein prominenter Platz nach ihr benannt wird.

Das Zeitalter der Sklaverei, meine Herren, ist noch nicht beendet. Noch heute werden in Afrika nach Schätzungen der UNO jedes Jahr etwa 200.000 Kindersklaven verschachert.

Dabei versucht UNICEF seit Jahren, den Handel mit Kindersklaven ins Bewusstsein der Öffentlichkeit zu heben. Zumeist werden die Kinder für 15 bis 30 Euro von ihren Familien, zum Beispiel aus dem Niger und Benin, als Haushaltshilfen, Minen- und Plantagenarbeiter vor allem nach Elfenbeinküste, Gabun, Nordafrika oder Saudi Arabien verkauft.

Leider wollen viele Afrikaner davon nichts wissen und sind nicht bereit, den fehlenden Respekt vor den Menschenrechten offen anzuprangern. Während insbesondere Briten und Franzosen die dunkle Episode ihrer Geschichte aufarbeiten, stellen sich weder arabische noch afrikanische Staaten ihrer unrühmlichen Vergangenheit.

Ich möchte meine Ausführungen zur Sklaverei mit einem Vermerk aus einem Reiseführer beenden. Das Buch heißt „Le petit futé“ (auf deutsch „Der kleine Schlaumeier“) und ich entnehme ihm folgende Empfehlung:

„Die malische Gesellschaft ist streng hierarchisiert. Zwar ist die Sklaverei offiziell abgeschafft. In der Praxis gibt es sie aber noch bei den Fulbe, den Tuareg und den Mauren. Jeder Kaste, und damit auch den Sklaven, kommt in der Gesellschaft eine bestimmte Rolle zu. Es liegt nicht an Ihnen, diese Sitten zu ändern.“

C

Der dritte Themenkreis, den ich ansprechen will, betrifft ein Kapitel, das ich ein unsägliches nennen möchte: die Entwicklungshilfe.

Reden wir nicht lange um den heißen Brei herum, tauchen wir gleich in die Materie ein. Oder sollte ich besser sagen, in die „Misere“?

Jahr für Jahr fließt ein nie versiegender Geldstrom von den Industrieländern nach Afrika. Von 1965 bis 2008 war es die ungeheuerliche Summe von 2,3 Billionen Dollar. Das ist aber nur die Hilfe, die von den Regierungen geleistet wurde. Dazu kommen noch private Spenden, welche Dutzende von Organisationen gesammelt haben, die Einkünfte aus Benefizveranstaltungen, z. B. Konzerte, die in ihrer Höhe schwer zu erfassen sind. Und dann sind vor allem die regelmäßigen enormen Schuldenerlasse zur Hilfe hinzuzurechnen.

Was hat dieser wahnsinnige Einsatz finanzieller Mittel bewirkt? Das Ergebnis ist niederschmetternd: **wenig!** Ich würde sogar sagen: **nichts!** Das viele Geld hat praktisch keine Verbesserung der Lebensumstände in Schwarzafrika bewirkt. Kein einziges dortiges Land wird nach dem gegenwärtigen Stand die Millenniumsziele der UN zur Armutsbekämpfung bis 2015 erfüllen. Bis dahin wollte die internationale Gemeinschaft die Zahl der Armen in Afrika halbieren. Wie sieht die Wirklichkeit aus: die Wirtschaftszahlen sind rückläufig, die Bruttosozialprodukte der

Länder südlich der Sahara sinken. Vor einem halben Jahrhundert, zur Zeit der Unabhängigkeit der meisten Staaten, betrug der Anteil Afrikas am Welthandel 9%, heute sind es gerade noch 1,8%. Wie kommt es, dass der Einsatz so enormer Summen keine Wirkung erzielt? Die Gründe sind vielschichtig. Zum einen ist das Versagen der Geberländer zu nennen. Jahr für Jahr beklagt der deutsche Bundesrechnungshof die schlampige Verwendung von Mitteln, den Mangel an Durchsetzung vertraglicher Abmachungen bei den Empfängern der Hilfe. Die Geberländer haben zwar eine Ahnung, dass die gespendeten Milliarden ohne Wirkung sind, aber es fehlt ihnen an Mut, das zuzugeben. Zu groß ist die Angst, dass die Einstellung der Hilfe als Rassismus interpretiert werden könnte.

Und so richtet man das Argument weiterhin straff auf eine statistische Größe. Es ist die Zahl 0,7, 0,7% vom Bruttonationaleinkommen soll der Anteil der öffentlichen Ausgaben für Entwicklungshilfe betragen. Dazu haben sich die Industrieländer im Jahr 1970 verpflichtet. Warum es ausgerechnet 0,7% sein müssen und nicht 0,6% oder 1%, das vermag niemand zu sagen. Das Soll von 0,7% wurde auch von keinem Geberland bislang erreicht, aber eine Steigerung auf diese Zahl wird regelmäßig eingefordert. Nur wenn diese Selbstverpflichtung erfüllt sei, werde die Gerechtigkeitslücke geschlossen. Nur dann könne Afrika seinen Entwicklungsrückstand überwinden. Die Vorstellung, man könne diese Situation durch die Erhöhung des Geldflusses auf eine willkürlich festgesetzte Zahl ändern, hat mit der Realität nichts zu tun. Sie ist schlicht absurd.

Ein weiterer Grund für das Versagen der finanziellen Hilfe ist in den Empfängerländern zu finden, die regelmäßig ihren Teil der Verträge nicht erfüllen. Fast nie wird die festgelegte Eigenleistung oder der Zeitplan eines Projektes eingehalten, und damit stimmt wiederum die Finanzierung nicht mehr. Besonders negativ wirkt sich der Einsatz technisch anspruchsvoller Ausrüstung aus, auf der die Hilfsempfänger bestehen. Es fehlt aber dann an ausgebildeten Fachkräften, die diese Geräte betreiben können. Fast für jedes Projekt stellt das Entwicklungshilfeministerium ein Team ausländischer Spezialisten zur Verfügung, welche die eingeborenen Betreiber einarbeiten. Sie bleiben ein, zwei oder mehrere Jahre und überlassen die Einrichtung dann der dortigen neuen Mannschaft. Und damit beginnt im allgemeinen der Zerfall der Einrichtungen. Schon nach kurzer Zeit steht z. B. der Traktor, weil er nicht repariert wird – sei es aus Unkenntnis oder Mangel an Geld. Mit dem Ausfall des Generators stehen die Pumpen still, und eine landwirtschaftlich zu nutzende Fläche kann nicht mehr bewässert werden.

Doch damit nicht genug. Die meisten afrikanischen Länder werden von einer durch und durch korrupten Machtelite regiert, die durch die Veruntreuung von Hilfsgeldern die Entwicklung negativ beeinflussen. Aber wehe dem Geberland, das diese Zustände anprangert oder gar mit der Einstellung der Hilfe droht. Da wird unweigerlich die Rote Karte „Rassismus und Kolonialismus“ gezückt. So verhindert Feigheit die nötigen Korrekturen. Aber diese falsche Art der „Political Correctness“ darf nicht dazu führen, dass Tatsachen verschleiert werden.

Im Zuge der Entwicklungspolitik hat sich eine neue Art der Hilfe gebildet: Spenden und ihre Organisatoren. Letztere kommen nach Afrika ohne geringste Kenntnisse über den Kontinent. Die rockenden Millionäre und wohlstandsmüden Prominenten wissen nicht, wie Betschuana-Land heute heißt oder wo der Stamm der Bamileke haust, kennen weder Burkina Faso noch seine Hauptstadt. Aber sie lassen sich mit sorgenvollem Gesicht beim Besuch eines Flüchtlingslagers oder beim Schütteln von Kinderhänden ablichten. Der Pelzmantel, der rote Porsche, die Villa in Malibu sind out. Ohne ein afrikanisches Waisenkind ist man heute nicht mehr gesellschaftsfähig. Nach dem medialen Großangriff geht es aber rasch wieder zurück ins Luxusleben.

Diesen Adepten der Selbstgefälligkeit sei gesagt: das Schicksal Afrikas entscheidet sich nicht beim Besuch eines Krankenhauses, nicht auf den Konferenzen in New York oder in Genaegles mit hochgestochener Rhetorik über das Dilemma der Armen oder bei Popkonzerten in London. Die

Wirklichkeit spielt sich ab in den Slums von Lagos und Duala, in Soweto, im Südsudan oder im Ostkongo. Dort interessiert sich niemand für die pompösen, letztlich aber nutzlosen Ideen irgendwelcher Entwicklungsphantasten.

Liebe Bundesbrüder, meine Herren! Selbst viele Afrikaner äußern sich kritisch über die Entwicklungshilfe – stellvertretend nenne ich James Shikwati aus Kenia, Paul Kagame, den Ministerpräsidenten von Ruanda, Axelle Kabou aus Kamerun, Andrew Mwenda aus Uganda und Dambisa Moyo aus Sambia – weil sie die Hilfgelder als ein Mittel betrachten, das Afrika in Abhängigkeit hält. Die Länder in Afrika wollen ihre Eigenständigkeit und nicht länger Almosenempfänger sein.

In einer Zeit, in der selbst die Empfänger den Nutzen der Entwicklungshilfe hinterfragen, haben wir in der Bundesrepublik nicht nur das Recht, nein, wir haben die Pflicht, eine Hilfe, die nichts bringt, auf den Prüfstand zu setzen. Es könnte uns nämlich passieren, dass wir binnen einer Generation gar keine Hilfe mehr leisten können, weil wir den Platz als führende Industrienation verloren haben. Und dies, weil wir dringend benötigtes Geld, das zur Ausbildung unserer Jugend gebraucht wird, für nutzlose Projekte in Ländern vergeuden, die uns letztlich nichts angehen.

Wer sich übrigens über das Thema „Entwicklungshilfe“ informieren möchte, dem empfehle ich die Bücher „Schnee für Afrika“ des Bundestagsabgeordneten Bruno Banduleit und „Afrika wird armregiert“ von Volker Seitz, der 17 Jahre lang in Afrika als Diplomat und Botschafter tätig war.

D

Und damit komme ich zu meinem letzten Punkt, zu den schwarzen Eliten. Ich beschränke mich aus Zeitmangel auf die Führer der letzten 50 Jahre, die den Älteren von uns zum Teil noch bekannt sind.

Um es gleich vorweg zu nehmen: eine Sicht auf die führenden Persönlichkeiten in Afrika enthüllt nicht gerade ein Ruhmesblatt in der Geschichte des Kontinents. Gewiss es gab begnadete Führer, aber es waren wenige. Herausragende Staatsmänner sind in Afrika selten geworden. Es fehlen Persönlichkeiten wie Leopold Senghor aus dem Senegal, der ein Mitglied der „Akademie Francaise“ war, Julius Nyerere aus Tansania, dem der politische Erfolg versagt blieb, der aber als integrierter und unbestechlicher Führer international anerkannt wurde, Nelson Mandela aus Südafrika, der über jeden Zweifel erhaben ist, Thomas Sankara aus Burkina Faso, ermordet wegen seines Kampfes gegen Korruption in seinem Land, Seretse Khama aus Botswana, der für seine Verdienste von der englischen Königin geadelt wurde. Mali hat gegenwärtig mit Amadou Toure und Alpha Ouman Konare zwei Führerpersönlichkeiten, die auch jenseits der afrikanischen Grenzen gehört werden und positive Zielsetzungen haben.

Mit der Aufzählung oben ist allerdings der Reigen hervorragender Männer in Afrika bereits beendet.

Liebe Bundesbrüder, meine Herren – es führt kein Weg daran vorbei: ich muss auf die lange Reihe afrikanischer Tyrannen eingehen. Nicht um bei Ihnen wohliges Schauern des Entsetzens ob ihrer Taten zu erzeugen, sondern weil sie schuld sind am Leid und am Tod hunderttausender Menschen und weil sie mitgewirkt haben an der Rückständigkeit ihrer Länder. Manche wurden in Europa gar nicht bekannt. Wer kennt das Scheusal Francis Macias Nguema, der sein Land Äquatorial Guinea in zehn Jahren zwischen 1969 und 1979 zugrunde richtete. Am Ende seiner Regierungszeit waren 125.000 Einwohner, das ist ungefähr ein Drittel, geflohen. Im September 1979 wurde Macias Nguema des Mordes an 80.000 Mitbürgern angeklagt, zum Tode verurteilt und erschossen. Dem Land hat es wenig genutzt. Der Neffe des Diktators mit Name Teodoro Obiang Nguema, übernahm die Macht und regiert Äquatorial Guinea seitdem wie eine private Domäne. Die Öleinnahmen seines Landes gehen auf seine ausländischen Konten und die seiner Familie.

Wer erinnert sich noch an Jean Bedel Bokassa aus der Republik Zentralafrika, die er vom 31. Dezember 1965 bis zum 30. September 1979 tyrannisierte. Am 4. Dezember 1977 ließ er sich in einer sündhaften teuren Zeremonie zum Kaiser krönen – in einem Land mit hoher Säuglingssterblichkeit, weit verbreitetem Analphabetismus und nur etwa 200 km geteerten Straßen. Die Festlichkeiten fanden statt in der Jean Bedel Bokassa Sport Arena, gelegen an der Avenue Jean Bedel Bokassa, in der Nähe der Jean Bedel Bokassa Universität. Im September des Jahres 1979 hatte die Bevölkerung der Zentralafrikanischen Republik genug von ihrem selbst ernannten Kaiser und seiner Brutalität. Auch Frankreich zog seine schützende Hand von ihm ab und besetzte die Hauptstadt Bangui mit Truppen, als Bokassa auf einem Staatsbesuch in Libyen weilte. Ein Gericht verurteilte ihn ein Jahr später in Abwesenheit zum Tode.

Im Gegensatz zu Macias Nguema und Jean Bedel Bokassa ist Idi Amin, der Ex-Diktator und Schrecken von Uganda, noch fast jedem in Erinnerung. Amin tyrannisierte Uganda von 1971 bis 1979. In seine Regierungszeit fallen zahllose Gräueltaten, der Zerfall der öffentlichen Verwaltung, die Zerrüttung der Finanzen und die Vertreibung der Asiaten, welche der Wirtschaftsmotor des Landes waren. Nach acht Jahren Amin-Herrschaft waren 250.000 Menschen ermordet und die „Perle Ostafrikas“ zählte zu den ärmsten Ländern der Welt. Eigenartigerweise gilt Amin in Afrika immer noch als eine Art Held und wurde nie zur Verantwortung gezogen. Er flüchtete aus Uganda nach Dschiddah in Saudi Arabien, wo er vor einer Reihe von Jahren gestorben ist. Von beiden – sowohl von Bokassa als auch von Amin – hält sich hartnäckig das Gerücht, dass zu ihrer Diät Menschenfleisch gehörte.

Beschließen wir den Reigen afrikanischer Tyrannen. Es gäbe ihrer viele, ich belasse es bei vier und nenne als letzten den Oberfeldwebel Samuel Doe. Er putschte sich am 12. April 1980 in Liberia an die Macht. Seine erste Tat bestand darin, dass er das gesamte Kabinett des vorher ermordeten Präsidenten Tolbert von einem Kommando betrunkenen Soldaten am Strand von Monrovia erschießen ließ. Nach zehn Jahren chaotischer Herrschaft über ein am Ende ruiniertes Land war Samuel Doe - inzwischen General - selbst an der Reihe.

Der Verzehr von Menschenfleisch durch Bokassa und Amin lässt sich nicht nachweisen. Die entsetzlichen Ereignisse, von denen ich nun berichten will, allerdings schon. Doe wurde von Prince Johnson, einem der westafrikanischen Warlords gefangen genommen (er ist übrigens ein Kumpan von Charles Taylor, der gegenwärtig in Den Haag vor Gericht steht). Prince Johnson ließ die Szene im Film festhalten, der heute ein Bestseller in ganz Westafrika ist. Man sieht den nur mit Unterhosen bekleideten Doe mit zerschlagenem Körper und blutigem Gesicht vor seinen Peinigern und dem biertrinkenden Johnson, der während des Verhörs mit ruhiger Stimme sagt: „Schneidet ihm ein Ohr ab“. Doe wird festgehalten, ein Messer blitzt ihm durch das Ohr, er schreit auf. Der Film zeigt, wie Johnson das Ohr hoch über seinen Mund hält und es dann auffrisst. Das andere Ohr wird auch noch abgeschnitten und die weiteren Scheußlichkeiten erspare ich mir und Ihnen. Am nächsten Tag wird der verstümmelte Leichnam des ehemaligen Herrschers von Liberia auf einem Schubkarren triumphierend durch die Straßen von Monrovia gerollt.

Die Tyrannen Afrikas wurden wegen ihrer Grausamkeit in aller Welt bekannt. Eine Spezies afrikanischer Herrscher wirkt weniger spektakulär, fügt aber dem Kontinent weit größeren Schaden zu. Es sind die Eliten, die durch Verschwendung, Korruption, schlechtes Regieren und Kapitalflucht im größtem Ausmaß jeglichen Fortschritt zunichte machen. Afrika hat ernsthaft unter der Herrschaft der Regierenden gelitten. Ihre Haupttätigkeit bestand vor allem darin, zum Zwecke der Selbstbereicherung an der Macht zu bleiben. Ein großer Teil des Reichtums, den sie sich ergaunert haben, wurde für ein Leben in Luxus verschwendet, oder es lagert auf Bankkonten im Ausland. In den Vorzimmern und auf den Rücksitzen von Luxuslimousinen räkeln sich die sündhaft teuren Gespielinnen der Minister. Einer von ihnen, Krobo Edusei aus Ghana, wurde bekannt durch den Kauf des inzwischen überall berühmten goldenen Bettes.

Diktator Mobutu Sese Seku Kuku Ngbendu Wa Za Banga aus dem früheren Zaire verkündete öffentlich im Fernsehen, dass er 13% des Staatsbudgets für sich beanspruche. Das amerikanische Wirtschaftsmagazin „Forbes“ stuft ihn als viertreichsten Mann der Welt ein.

Als der kenianische Präsident Arap Moi nach 24 Jahren Regierungszeit zurücktrat, wurde geschätzt, dass er sich ca 3 Milliarden Dollar ergaunert hatte. Am Anfang seiner Herrschaft war er ein Habenicht.

Der Präsident der Afrikanischen Union mit Namen Dennis Sassou Nguesso aus Kongo Brazzaville hatte auf der Konferenz „Solidarität und Globalisierung“ im Frühjahr 2006 in Paris die Kühnheit, neue Milliarden für Afrika einzufordern, obwohl kurz zuvor bekannt geworden war, dass er für eine Woche in einem Hotel in New York 280.000 Dollar ausgegeben hatte. Ein Leichtes für einen Mann, der – wie französische Medien im Februar 2009 berichteten – in Frankreich 18 Anwesen und 112 Bankkonten besitzt.

Die Bezüge eines Abgeordneten in Gabun sind 1,6mal höher als die eines Mitgliedes des britischen Unterhauses und die Parlamentsmitglieder verdienen in einem oder zwei Monaten so viel wie ein schwarzer Bauer sein ganzes Leben lang.

Ihre märchenhaften Reichtümer haben die schwarzen Eliten nur durch ein Mittel erworben: die allgegenwärtige Korruption. Ein Bericht, der 2002 für die Afrikanische Union angefertigt wurde, schätzt, dass die Korruption in Afrika jährlich 148 Milliarden Dollar verschlingt – mehr als ein Viertel des Bruttosozialprodukts des gesamten Kontinents. Und ein Großteil des ergaunerten Kapitals wird auf Konten ins Ausland verschoben. Die Weltbank schätzt, dass 40% von Afrikas Besitz jenseits der Grenzen angelegt ist.

Das meine Herren sind die Daten, die Sie parat haben sollten, wenn Ihnen irgendein Angehöriger der linken Szene den Vorwurf der mangelhaften Hilfe macht, Sie des Rassismus' bezichtigt, die Sklaverei und den Kolonialismus der Industrienationen verantwortlich macht für die erhebliche Rückständigkeit auf dem Schwarzen Kontinent.

Ich bin am Ende angelangt. Es ist ein düsteres Bild, das ich Ihnen von Afrika gemalt habe. Das darf nicht darüber hinweg täuschen, dass ich unendlich schöne Stunden dort erlebt habe.

Jede Medaille hat jedoch zwei Seiten. Aus den Medien kennen Sie nur eine die von Selbstanklage und Schuldbewusstsein bei uns geprägte. Ich habe Ihnen heute die andere gezeigt, von der ich glaube, dass sie die wahrhaftigere ist. Prüfen sie, ob Sie mir Glauben schenken können.

Manfred Wild
Turnerschaft Alt-Württemberg im CC